

# FES Sommerakademie 2011

## Tom Schimmeck

**Keynote** - Es gilt das gesprochene Wort-

---

### Wofür stehen wir?

Liebe Sommerakademiker, meine Damen und Herren,

„Wofür stehen wir?“ Das ist eine wirklich sehr gute Frage. Und die Frage wird, ich verrate es Ihnen gleich, umso interessanter, je älter man wird. Weil man Zwischenbilanzen zieht. Weil man widerwillig registriert, welche Träume geplatzt sind, welche Illusionen zerstoßen. Und sich fragt: Was bleibt?

Es ist noch nicht Sonntag und ich will nicht allzu besinnlich werden, nicht all meine Lebensweisheit verspritzen. Nur so viel: Im Grunde hat man als Journalist wohl die Wahl, zynisch zu werden und alles für Lug & Trug und eh vergebens zu halten – oder dranzubleiben, menschlich, engagiert, mit offenen Ohren, Augen, mit allen Sinnen, mit Neugier. Mit der Überzeugung, dass manches morgen besser sein könnte, wenn man die Menschen nur aufklären und sich richtig reinhängen würde.

Natürlich gibt es auch Nebenalternativen: Sie können ins Kloster gehen und niederknien und beten. Oder sich in ihrem abgeschotteten Privatissimum einnisten und den ganzen Tag ihre Flatrate abtelefonieren und die tollsten Hits hören und auf der Spielkonsole Level 12 erreichen oder anderweitig die Zeit totschiessen. Nur zu. Das Zerstreungsangebot ist größer denn je.

Die Frage lautet also: „Stehen“ wir *überhaupt* noch für irgendetwas? Für eine Überzeugung? Für ein Anliegen? Für etwas, das über den Tag hinausreicht, das mehr ist als wir selbst? Haben wir noch das Stehvermögen dafür – das „Standing“? Und das Bewusstsein? Wollen wir für irgendetwas **aufstehen** und **ein**stehen, das mehr ist als unser kleines selbstgebasteltes Dasein? Dafür auch *geradestehen*?

Wenn Sie der Sprache des politischen Journalismus ein bisschen genauer zuhören, stellen Sie staunend fest, dass es in der Politik in letzter Zeit eher selten darum geht, wofür einer steht. Also: welches Anliegen das Subjekt befeuert. Für welches Ideal einer lebt. Der Journalist fragt heute viel lieber, wie ein Politiker „positioniert“ ist, ob er „gut aufgestellt“ ist. Gut aufgestellt und hübsch positioniert ist man, wenn die Pressestelle ganze Arbeit geleistet hat, wenn die Imageberater einen ins optimale Licht gerückt haben, wenn die mühsam gedrechselten und dann bis zum Erbrechen wiederholten Sätze zuvor demoskopisch wie psychologisch ausgetestet und für wirkungsvoll und im Einklang mit dem Zeitgeist befunden wurden. Es geht eher selten um Positionen, Haltungen, Überzeugungen. Es geht um die perfekte Show. Darum, ob die Bühnenbeleuchtung stimmt, der Schlips gerade sitzt; ob das Image richtig rüberkommt, die Medien das Richtige, sprich: Erwünschte, schreiben.

„Wofür stehst Du?“ Also wir Journalisten stehen oft einfach nur dumm herum. Zum Beispiel vor irgendwelchen dicken Türen, hinter denen wichtigere Leute irgendwelche Entscheidungen fällen. Wir warten dann darauf, dass – hoffentlich bitte, bitte – mal einer dieser Wichtigen rauskommt und uns eine Wortspende gibt, irgendetwas sagt, das wir artig weitermelden und -senden können. Oder doch zumindest irgendwie bedeutend guckt, während er aufs Klo geht. Oder das einer unserer Kontakte uns eine SMS aus dem Saal beamt. Das wird übrigens, erzählen mir Politikkorrespondenten, immer wichtiger: Die schnelle SMS aus der Sitzung.

Und ein Politiker erzählte mir neulich: Das sei schon absurd, man sitze in der Bundestagsfraktion und könne auf seinem Smartphone mitverfolgen, wie andere Kollegen, die ebenfalls im Raum anwesend sind, über die Medien ihre kleinen Intrigen gegeneinander spielen.

Wir Journalisten sind da nur Werkzeug. „Medium“ im eher physikalischen Sinne. Wir stehen für nichts. Wir stehen nur zur Verfügung.

Politisch, behaupten die Studien, stehen wir Journalisten noch immer eher ein bisschen links. Bei der letzten großen Weischenberg-Studie über Journalismus in Deutschland 2005 verorteten sich die Befragten auf einer Skala von 1 bis 100, bei der 1 für „politisch links“ und 100 für „politisch rechts“ stand, im Schnitt bei 38. Ihre Kollegen schätzten die Befragten ein Stückchen weiter rechts ein, bei 41. Und ihre Arbeitgeber, die Medien, genau in der „Mitte“, nämlich bei 51. Daraus lässt sich bereits eine gewisse Anpassungsleistung erahnen. Denn tatsächlich sind die Medienbesitzer in aller Regel eher bei der CDU oder der FDP zuhause. Der Journalist, so scheint es, macht oft einen Kompromiss zwischen der eigenen Meinung und der seines Brötchengebers – bzw. der des vom Besitzer ausgewählten Chefredakteurs. Er steht dann zwischen sich selbst und den an ihn gerichteten

Anforderungen. Manchmal ist das ein zugiger Ort.

Wobei solche Verortungen natürlich höchst subjektiv sind. Was heißt schon „Mitte“? Das hängt immer vom Zeitgeschehen und dem daran geknüpften Geist ab. Der Wind wechselt seine Richtung. Was eben noch Mitte war, ist plötzlich extrem. Auch umgekehrt. Und wenn 50 Jahre Debatte gar nicht fruchten, bebt irgendwo die Erde so schwer, dass sie selbst betonharte Köpfe erschüttert. Wer hätte etwa gedacht, dass wir mit der schwarzgelben Truppe aus der Atomkraft aussteigen?

„Mitte“ ist etwas sehr diffuses. Mitte ist einerseits irgendwie öde. Auch ein bisschen feige. Wer immer ab durch die Mitte strebt, drückt sich gerne mal vor einem eigenen Standpunkt. Verdrückt sich auf die sichere Seite.

Mitte ist andererseits Stabilität. Sie steht für den Grundkonsens der Gesellschaft. Solange alle wesentlichen Kräfte in die solide, gemütliche, gutbürgerliche Mitte streben, fährt der Gesellschaftsdampfer ruhig geradeaus.

*Die soziale und politische Mitte in Deutschland war der Stabilitätsanker der Bonner Republik; sie sorgte dafür, dass Bonn nicht Weimar wurde“, schrieb unlängst der Sozialwissenschaftler Herfried Münkler. In Deutschland wähnt sich der Großteil der Bevölkerung seit Jahrzehnten in der Mitte. „Doch diese Mitte“, fährt Münkler fort, „als Garant einer vielleicht in vieler Hinsicht langweiligen, aber doch zuverlässig funktionierenden Demokratie ist seit geraumer Zeit gefährdet, und zwar sowohl als politische als auch als soziale Mitte.*

Nein, findet Münkler, man müsse nicht die Alarmglocken schlagen. Unsere Gesellschaft breche nicht morgen auseinander. Und auch ein Berlusconi steht uns wohl nicht unmittelbar bevor. Doch, so sagt er: „...in der Gefühl- und Vorstellungswelt der Menschen macht sich die Vorstellung breit, dass die Gesellschaft in eine obere und untere Hälfte zerfalle. Wo vor kurzem noch das Bild einer mächtigen, die Gesellschaft zusammenhaltenden Mitte dominierte, herrscht nun die Sorge vor, man müsse darauf achten, dass man zur oberen Hälfte der Gesellschaft gehöre und nicht in die untere Hälfte abrutsche. Es ist ein Merkmal mittedominierter Gesellschaften, dass in ihnen diese Sorge keine Rolle spielt. Wenn sie inzwischen in breiten Kreisen anzutreffen ist, so zeigt dies, dass der Erwartungshorizont der Menschen nicht mehr durch eine dominante gesellschaftliche Mitte bestimmt wird.“

Die Zeiten werden rauer, meine Damen und Herren. Bald werden wir uns sehnen nach den biedereren Zeiten der deutschen Mitte. Spätestens, wenn auch bei uns, wie überall rundum, der Rechtspopulismus dröhnt.

Die Forschung zeigt, dass wir Journalisten heute eher aus den oberen Etagen der Gesellschaft stammen. Die Eltern sind mindestens Angestellte, gern auch Beamte, viel obere Mittelschicht ist dabei. Das liegt auch an der Akademisierung unseres Berufsstandes – das Gros hat heute einen Hochschulabschluss. Und unser prädemokratisches Bildungssystem sorgt ja – wie inzwischen allgemein bekannt ist und in zahllosen internationalen Vergleichsstudien bestätigt wurde – sehr verlässlich dafür, dass die so genannten „besseren Kreise“ unter sich bleiben.

Aber selbst die noble Herkunft nutzt nicht mehr allzu viel. Auch unter Journalisten wächst der Druck spürbar. Es wird immer schwerer, einen anständigen Job zu ergattern. Man wird durch endlose Praktika genudelt, bekommt dann vielleicht, eines ganz schönen Tages, mal einen Zeitvertrag. Die Konkurrenz ist groß. In Berlin-Mitte zum Beispiel sehen sie all diese freischaffenden Künstler in den Cafés hocken. Auf ihrem Laptop tippend. Sie strecken ihren Latte Macchiato über Stunden. Checken per kostenlosem W-Lan ständig ihre Inbox, ob bitte vielleicht ein Auftrag eingegangen ist.

Die tollen Zeiten, da irgendein Chefredakteur oder gar Verleger sagte: „Du hast Talent, hier hast Du Geld. Probier Dich aus. Fahr los in die weite Welt und bring mir irgendwas, es wird schon gut sein“ – die sind irgendwie vorbei.

Der aufrechte Gang ist nicht mehr die vorherrschende Fortbewegungsart im Journalismus. Die Honorare sind, selbst bei Qualitätszeitungen oft lausig. Es gibt jetzt auch bei uns eine enorme Spreizung zwischen Arm und Reich. Ganz oben ein paar Alphatierchen, die verdammt gut verdienen. Manche kassieren – sobald die eigene Visage zur Marke geworden ist – nebenbei noch für Werbeauftritte. Oder werden gleich Chief Communication Officer bei einem Großkonzern. Unten das wachsende journalistische Fußvolk. Viele, viele Leute, die sich irgendwie durchschlagen. Sie sind oft sehr engagiert, idealistisch, experimentierfreudig. Sie machen tolle Sachen. Und kommen trotzdem auf keinen grünen Zweig. Das kann auf Dauer frustrierend wirken, demütigend. Es ist nicht einfach, unter solchen Bedingungen eine politische Haltung zu entwickeln und zu behaupten.

Jawohl, Würde und Haltung sind nicht nur eine Frage hehrer Ethik. Sie haben auch einen handfesten ökonomischen Aspekt. Es geht immer auch um die Existenz. Um die Kohle. Denn erst kommt das Fressen. Und dann die Moral. Wenn überhaupt.

Vor allem die Zeitungs- und Zeitschriftenverlage sind, man muss es mal so klar sagen, rotzfrech geworden. In den Sonntagsreden ist immer noch von der vierten Gewalt und der Wächterfunktion und überhaupt, jaja, der Demokratie die Rede. Im Alltag aber geht es jetzt hart zur Sache. Wir erleben es gerade wieder in den Tarifverhandlungen. Da wird gedeckelt, was das Zeug hält. Und selbst die nach jahrelangen Verhandlungen vereinbarten Mindeststandards für die Bezahlung freier

Autoren werden notorisch nicht eingehalten. Dabei sind sie ohnehin miserabel.

Als Autor unterschreiben sie inzwischen daumendicke Zusatzvereinbarungen, mit denen sie alle Rechte an ihrem Werk für alle Zeiten an die Verlage abtreten. Damit die das, was Sie geschaffen, überall drucken und senden können, auf ewig, im ganzen Weltall. In allen Sprachen, vertont oder als Comic. Ohne jemals wieder einen Cent an Sie zu bezahlen. Hier ein Beispiel. Der Autorenvertrag der Gruner und Jahr Wirtschaftsmedien – das ist eine vor kurzem zusammengelegte publizistische Großküche, in der sämtliche Wirtschaftstitel des Hauses aufgekocht werden. Ich zitiere Paragraph 2.1.:

*Der Vertragspartner (das sind SIE) räumt den G+J Wirtschaftsmedien das räumlich, zeitlich und inhaltlich unbeschränkte Recht ein, die Beiträge im In- und Ausland auf sämtliche – auch im Zeitpunkt des Auftrags unbekannte – Nutzungsarten für sämtliche Zwecke zu nutzen. Die G+J Wirtschaftsmedien haben insbesondere das Recht, die Beiträge beliebig oft für redaktionelle, werbliche und gewerbliche Zwecke in Printmedien (insbesondere Zeitungen, Zeitschriften, Sonderausgaben und Sonderdrucken der Beiträge, Zeitungen und Zeitschriften, Büchern und Kalendern), in (Lizenz- und Merchandising-)Produkten der G+J Wirtschaftsmedien, in Rundfunk, Film, Fernsehen, im Internet, in Mobilfunknetzen, anderen Datennetzen, auf Datenträgern und in jeglicher sonstiger digitaler Form (alle Speicher-, Träger- und Übertragungstechniken und -geräte, z.B. als e-Paper, e-Magazine oder mobile Applikation) zu nutzen, die Beiträge in Datenbanken zur Recherche und zum Download bereitzuhalten, zu digitalisieren, zu archivieren und in Pressespiegeln sowie in der Öffentlichkeitsarbeit und Eigenwerbung für die Medien und Produkte der G+J Wirtschaftsmedien zu nutzen. Die G+J Wirtschaftsmedien dürfen die Nutzungsrechte auf Dritte übertragen...*

Und so weiter. Und es geht noch lange weiter. Ich habe schon etliche solcher Verträge unterschrieben. Sie bekommen nämlich sonst keinen Auftrag. Ich ärgere mich darüber. Denn langfristig ist das wirtschaftlicher Selbstmord.

Auch die Festangestellten stehen unter einem enormen Zeit- und Spardruck – weil in den Verlagen längst die Renditeerwartungen dominieren. Hinzu kommt ein wachsender Anpassungsdruck in der Peer Group: Egal, ob sie sich als Journalist in Berlin Mitte herumdrücken oder an der Frankfurter Börse. Seit Jahren wächst auch der von der PR-Industrie gesteuerte Lärm, der die Redaktionen unablässig mit Sprüchen, Studien und Statistiken, mit Events und wohlfeilen Promis beregnet.

Aber genug davon. Ich will Sie nicht über Gebühr deprimieren. Auch gar nicht schwarzmalen. Es gibt nämlich jeden Tag richtig guten Journalismus. Ich kenne eine Menge großartiger Journalisten. Einige von ihnen sind sogar sympathisch.

Außerdem wächst man ja grade unter widrigen Umständen an seinen Aufgaben.

Und es gibt viel zu tun. Gerade in der globalisierten Wikileaks-Welt. Nie waren die Zusammenhänge komplexer. Nie gab es mehr Informationen, die gesichtet, geordnet, verstanden, beurteilt und einsortiert werden mussten. Wir brauchen mehr Journalismus denn je. Und wir brauchen neue, tolle, kluge Plattformen, auch im Internet. Da hinken wir noch schwer hinterher. Im Vergleich etwa zu Frankreich und den USA. Der deutsche Online-Journalismus ist unterentwickelt. Man beschäftigt sich tendenziell eher mit Selbstmarketing und den eigenen Be- und Empfindlichkeiten als mit gutem Stoff. Aber das wird sich ändern.

Egal ob fest oder frei, ob off- oder online, in jedem Fall braucht man als politischer Journalist den eigenen Kopf. In dem sich neben einem Haufen Fakten und Theorie auch ein Werkzeugkasten befinden sollte, der einen zu einer eigenen Haltung befähigt. Lauter Sachen, die man nicht downloaden kann: Eigene Wertmaßstäbe und Kriterien, Überzeugungen, Erfahrungen. Auch Empathie. Wer unberührbar ist, ganz und gar cool, der sollte besser Metzger werden.

Dazu gehört auch die ständige Selbstreflektion. Was ist wirklich wichtig? Und für wen? Was halte ich warum für gut und richtig? Wer wirkt wie auf mich?

Jürgen Leinemann, langjähriger Spiegel-Autor, ein Freund und ein Vorbild, schrieb einmal:

*Wer sich den aufrechten Gang erhalten will, der braucht ein reflektiertes Verhältnis zu sich selbst und seinem Beruf, einen verantwortlichen, bewussten Umgang mit der eigenen Subjektivität.*

Sicher seien Sachwissen und Menschenkenntnis unverzichtbar für eine gut recherchierte Geschichte, sagt Leinemann. „Um sie jedoch erzählerisch ‚rund‘ zu kriegen, sie richtig zu gewichten und einzuklinken in den Lebens- und Verständniskontext der Leser oder Zuschauer, sollte noch eine ganz spezielle Fähigkeit zur Urteilskraft hinzukommen, wie sie der britische Philosoph Isaiah Berlin neben guten Reportern auch erfolgreichen Staatsmännern, Dompteuren, Dirigenten, Dichtern und Müttern zuschreibt. „Wirklichkeitssinn“ nennt er diese Gabe. Sie hat eher mit Verstehen zu tun als mit Wissen, und sie ist durch nichts zu ersetzen.“

Und dieser Sinn wächst und gedeiht nur durch Teilnahme am Leben und der Welt. Er macht den „Riecher“ aus, den man hat oder auch nicht. Er befähigt einen, aus Fakten, Beobachtungen und, ja, Empfindungen, weit mehr zusammenzudenken, als die bunte Oberfläche ohnehin preisgibt. Haltung ist ihr unverzichtbarer Bestandteil. „In seiner Haltung“, sagt Leinemann, „hat die Freiheit des Journalisten ihren Rückhalt. Wie er auf Ereignisse und auf Menschen reagiert, wie er sich zur Macht und gegenüber Mächtigen verhält, das ist nicht nur individuell relevant, sondern das

hat auch politische Folgen. Für mich sind zwei Sätze als Leitlinien bestimmend geworden. Der erste heißt: Wirklichkeit ist alles, wo man durchmuss. Der zweite ist eine Gedichtzeile von Peter Rühmkorf: „Bleib erschütterbar und widersteh.“

Und es ist wohl kein Zufall, dass diese Zeile - „Bleib erschütterbar und widersteh“ - das Motto dieser SommerAkademie ist.

Was ebenfalls gegen allzu viel Schwarzmalerei spricht: Im Grunde geht es uns in Deutschland – vergleichsweise – verdammt gut. Wie sind frei von Despoten. Keiner landet im Knast, weil er den Mund aufmacht. Im Rechtsstaat Deutschland ist die freie Meinungsäußerung ziemlich ungefährlich. Anders als in Russland, China, Moldawien, Mexiko und Dutzenden anderer Staaten.

Auch Hysterisierung, Gleichschaltung und Abstumpfung sind bei uns noch lange nicht so weit gediehen wie etwa in den USA, in Italien oder in Ungarn. Länder, in denen man sehr unterschiedliche, durchweg furchterregende Varianten des Niedergangs demokratischer Öffentlichkeit verfolgen kann.

Sicher, auch hierzulande sind Journalisten vielerlei Pressionen von Politik, Wirtschaft etc. ausgesetzt. Die PR-Industrie marschiert. Die Agendasetter, Eventmanager und Spindoctores manipulieren auch hier recht emsig an der öffentlichen Meinung herum. Und viel zu viele Journalisten machen mit bei diesem Zirkus, pinseln den hübschen Blödsinn einfach ab. Nicht, weil ihre Freiheit existenziell bedroht, die Propaganda so allmächtig wäre. Nein, oft eher, weil es einfacher ist und schneller geht. Weil es gewünscht wird und/oder besser bezahlt. Sie können auch anders. Die Gefahr hier bei uns besteht eher in einer Art gespreizter Dekadenz.

Wirklich angefochten, sagt Leinemann, werde die Freiheit erst, „wenn Journalisten leichtfertig hinnehmen, was man mit ihnen macht oder mit vorauseilendem Gehorsam auf Druck der Mächtigen reagieren. Ist die viel beklagte ‚Schere im Kopf‘ nicht eher ein Sofa im Kopf, Ausdruck von Bequemlichkeit und nicht von berechtigter Furcht vor Risiken?...Die journalistische Freiheit wird in der Bundesrepublik heute weniger durch obrigkeitsstaatliche Pressionen bedroht als durch die weiche Knechtschaft einer eitlen Selbstverliebtheit.“

Und er zitiert György Konrád, über Jahrzehnte als ungarischer Dissident staatlich bevormundet: „Jetzt ist es nicht mehr die Geheimpolizei, die bei den Bürgern Gehirnwäsche betreibt, sondern die als Abfolgen von Moden dahinwogende Oberflächlichkeit.“

Wofür stehen Sie? Ist es Ihnen womöglich peinlich, für irgendetwas zu stehen? Haben Sie vielleicht Sorge, als Weltverbesserer verspottet zu werden? Als „Gutmensch“? Ich möchte Ihnen hier einen kleinen Exkurs zumuten. In der Hoffnung, Ihnen etwas demonstrieren zu können über die Entstehung und Wirkung von „Falschwörtern“. Eine Wortschöpfung von Ivan Nagel übrigens. Der hat ein ganzes Falschwörter-Buch geschrieben.

Der „Gutmensch“ also. Meine Erfahrung sagt mir: Wer über „Gutmenschen“ herzieht, ist meist ein mieser Typ. Klar, es gibt überdrehte Tierschützer, die *jede* Labormaus befreien wollen. Es gibt Super-Ökos, die nur und ausschließlich an das Schicksal bestimmter Insekten denken und die Mülltrennung allzu verbissen sehen. Es gibt auch die Mega-Sozialarbeiter, die *alle* Verantwortung ihrer Schützlinge wegwischen mit Hinweisen auf die schwere Kindheit. All dies sind Verengungen des Blickfeldes.

„Gutmensch“ aber ist ein Hasswort. Ein Spottwort für einen wohlmeinenden, aber dämlichen Tropf, der den wahren Lauf der Welt noch immer nicht kapiert hat. Ein „Gutmensch“ ist eine Art politischer Warmduscher, ein idealistischer Träumer, der die Realitäten, die Härte des Daseins verleugnet. Bis Mitte der 90er Jahre war das Wort so gut wie unbekannt. Als erster neuzeitlicher Nutzer des Wortes sieht sich Karl Heinz Bohrer von der konservativen Zeitschrift *Merkur*, der Anfang 1992 schrieb: „Vielleicht wäre es am besten, der *Merkur* lege in Zukunft ein kleines Wörterbuch des Gutmenschen an...“. Ab 1994 macht der Begriff Karriere, vor allem in den Polit-Ressorts und im Feuilleton. Eine kleine Stichprobe in den Archiven zeigt, wie sehr der „Gutmensch“ seither boomt. Die *Süddeutsche Zeitung* etwa benutzte den Kampfbegriff von 1995 bis 99 144-mal, 2000–2004 242-mal, 2005 bis Mitte 2009 schon 368-mal. Beim Wochenblatt *Spiegel* ist eine ähnliche Kurve zu sehen: 71 – 95 – 113. Bei der *Zeit* hat sich die Gebrauch zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts verdoppelt (von 54 auf 100), bei der *Welt* fast verdreifacht (358 Treffer). Auch die *FAZ* und ihr Sonntagsableger liegen mit bislang 379 Treffern sehr gut im „Gutmensch“-Rennen.

Der Sprachdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache versuchte sich 1997 an einer Definition dieses „Schmähwortes“: Es diene als „Schlagwort zur Stigmatisierung des Protests, zur Diffamierung des moralischen Arguments“. Gutmensch – das ist der Allround-Niedermacher des frühen 21. Jahrhunderts. Das Wort spiegelt die Verachtung des zynischen Pragmatikers für jedwede Vision. Es dient der Abgrenzung gegen jene, die den Gipfel cooler Abgeklärtheit noch nicht erklommen haben. Gegen lächerliche Idealisten, die sich für Alphabeten, Arbeitslose und Afrika engagieren. Die nachts aufstehen, um Kröten über die Straße tragen. Die immer noch diskutieren, protestieren, rebellieren wollen – gegen Kräfte, die am Ende doch mehr Muskeln haben: gewichtige Politiker, die Industrie oder gar

den eigenen Chefredakteur.

Das Quellenstudium zeigt, dass es sich beim „Gutmenschen“ um ein notorisch irrlaufendes, extrem lästiges, „esoterisch-gefühliges“ Wesen handeln muss. Der Gattungsbegriff „Gutmenschentum“ paart sich gern mit Wörtern wie „missionarisch“, „moralistisch“, „multikulturell“. Ein „Gutmensch“ ohne ein schönes fieses Adjektiv geht eigentlich gar nicht. „Gutmenschen“ sind „grünhirnig“, „moralpachtend“, „ambitioniert“, „kirchentagshaft“, „oft verbissen wirkend“, „naiv“, „hölzern“, „schuldgeplagt“ oder gar „schuldkomplexbeladen“, „selbstgefällig“, „links“, „pazifistisch“, „patientiert“, „verlogen“, „wirkungslos“, sehr oft „unverbesserlich“, „am Mammon desinteressiert“ und doch, sapperlot: „steinreich“. Es sind „Multikulti-Fetischisten“, die „bei Bauchtanz und Chinapfanne ihre Erfüllung suchen“ und sich „schützend vor Migrationsversager“ stellen. Tagsüber gucken sie „gern traurig“, „lächeln melancholisch“ und arbeiten unablässig am EU-Beitritt der Türkei.

Selbst die Verknüpfung mit konkreten Personen schafft kaum Klarheit. Als Beispiele für „Gutmenschen“ finden sich in seriösen deutschen Zeitungen unter vielen anderen: Claudia Roth, Muammar Gaddafi, Bono, Uwe Steimle, Johannes B. Kerner, Rainer Calmund, Matthias Sammer (der „Gutmensch der Bundesliga“), Jürgen Trittin, Bernard Kouchner, Günter Wallraff, Johannes Rau, Konstantin Wecker („Gutmenschenbarde“) und Victoria Principles, die Gefährtin von Bobby Ewing in Dallas (sie steht ihm „gutmenschlich zur Seite“, die dumme Nuss). Außerdem zahlreiche Politiker links der CSU, die Outdoormarke Timberland sowie sämtliche Gemeinschaftskundelehrer, „Pauschalumarmen“ und „Allesverstehen“.

Für den modernen Pragmatiker war die Rebellion 1968 eine Art Urknall des „Gutmenschentums“. Bild-Chefredakteur Kai Diekmann hat die Entstehung dieser Spezies erforscht: 1968 bedeutet für ihn den „Epochenbruch der deutschen Gesellschaft in Richtung Egozentrik, Mittelmaß und Faulheit“, der den „Gutmenschen“ hervorgebracht hat, „die säkulare Form des pietistisch abseitigen Frömmers“, die heute „zur Plage geworden“ sei.

Der einst aufklärerische Rowohlt Verlag brachte 2007 ein Buch mit dem lustigen Titel „Achtung, Gutmenschen!“ heraus, das er so anpries: „Sie quälen und sie nerven uns. Und es ist höchste Zeit, sie loszuwerden.“ Ein besonders enger Freund des Begriffs war lange Josef Joffe, Herausgeber der an ungeraden Tagen liberalen *Zeit*. Er verteidigte zu Bush-Zeiten sogar das amerikanische Verteidigungsministerium gegen die „diplomatiebeflissenen State-Department-Gutmenschen“. Der neue Weltbank-Präsident Robert Zoellick bekam von ihm 2007 per Frage gleich bumm-bumm mitgeteilt, was eigentlich sein Job ist: „In Ihrer jüngsten programmatischen Rede taucht viel Gutmenschentum auf: ‚nachhaltige Globalisierung‘, ‚globale öffentliche Güter‘, ‚die ärmste Milliarde der

Menschheit mitnehmen'. Das sind nicht die klassischen Aufgaben der Bank. Die soll Geld für die Entwicklung verleihen."

Zoellick, wegtreten.

Fast scheint es, als müsse der Begriff möglichst diffus bleiben, um wirklich als Allzweckwaffe zu taugen – zur augenzwinkernden Verständigung der „Schlechtmenschen"? In den USA heißen sie „Dogooders", in Italien „Buonista". Gerade seine Unschärfe macht das Wort zum Dumm-dumm-Geschoss.

Längst ist der „Gutmensch" in Deutschland dort angekommen, wo er hingehört: an der Quelle. Am ultrarechten Rand wettet man inflationär gegen den „Terror der Gutmenschen". Schon Ronald B. Schill, jener rechte „Richter Gnadenlos", der dank des Elans der Hamburger Springer-Blätter vor Jahren zum lokalen Star aufstieg und im September 2001 als Koalitionspartner mit sagenhaften 19,4 Prozent die Machtübernahme der CDU gewährleistete, ekelte sich vor „Gutmenschentum". Die „Freiheitliche Jugend" in Berlin sammelte Ende 2002 Vorschläge für die Aktion „politisch korrektester Gutmensch". Jörg Haider verhöhnnte seine Gegner immer wieder als „Gutmenschen". Sein Wiedergänger, der lärmende FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache, setzt die Tradition fort. Während er im Mai 2009 in Wien mit einem Kreuzifix gegen den Bau einer Moschee demonstrierte, nahm Strache (Slogan: „Abendland in Christenhand") sich den „Geifer der Gutmenschen" vor: „Die Menschen aus der Kirche, die jetzt gutmenschlich-moralisierend gegen uns zu Felde ziehen, sollen doch erklären, in wessen Hände sie unser Abendland führen wollen." Die Jungen Nationaldemokraten melden im Internet, sie hätten „Gutmenschen in Stade die Stirn geboten". Die NPD Mecklenburg-Vorpommern attackiert einen Kritiker als „besonders feisten Gutmenschen".

„Gutmensch" ist ein Nazi-Wort. Umstritten ist, ob es von Joseph Goebbels oder von Redakteuren des Stürmer 1941 in die Welt gesetzt wurde. Verwendet wurde es zur Verhöhnung des Kardinals Clemens August Graf von Galen, der gegen die Vernichtung sogenannten „lebensunwerten Lebens" – die systematische Ermordung körperlich und geistig Behinderter – protestierte. Auch Hitler hat immer wieder gutmeinende und gutmütige Menschen verspottet, die in ihrer Naivität nicht in der Lage seien, die von ihm definierten Feinde des Volkes – Juden und Bolschewisten – zu erkennen.

Das war jetzt ein langer Exkurs. Aber dieses Wort ist ein gutes Beispiel für den Wandel von Lebenshaltungen. Und auch für den unreflektierten Umgang mit Worten.

Meine These: Pragmatismus ist die Vorstufe des Zynismus. Was nicht heißt, dass

man stets mit dem Kopf in den Wolken herumlaufen sollte. Wer aber nur und ausschließlich auf dem Boden vermeintlicher Tatsachen herumkriecht, wird nie eine gewisse geistige Flughöhe erreichen. Wie haben im Journalismus viel zu viel Mitläufertum und Pragmatismus. Wir fragen viel zu selten: Was machen wir zum Thema? Und: Machen wir selbst überhaupt etwas zum Thema? Wir sind selbstgenügsame Mittelschicht-Wesen, die viel zu viel mit anderen Journalisten verkehren. Und mit sogenannten „wichtigen Leuten“. Wir müssen wieder mehr das machen, an das wir selber glauben.

Mein Kollegen Wolfgang Michal bekam vor gut zwei Jahren einen Wutanfall. Und weil Sie der Nachwuchs sind, mute ich Ihnen den mal zu:

*Günter Wallraff, 66, könnte sich zufrieden zur Ruhe setzen. Auf seine alten Tage müsste er keine kleinen Brötchen mehr backen und nicht in kalten Nächten unter Brücken schlafen. Aber Wallraff findet keine Nachfahren, die ihn ersetzen könnten. Obwohl die Kluft zwischen denen da oben und denen da unten wächst. Also muss Wallraff bis zum Sankt Nimmerleinstag weiter machen. Muss Rennrad fahren und Marathon laufen und sich 20 Jahre jünger schminken, um all die Jobs zu kriegen, die eigentlich für Jüngere gedacht sind. Wo, bitte, sind unsere 30-jährigen Reporter?\**

*Ist ihnen die Welt da unten egal? Sie kleistern ihre Lifestyle-Blättchen mit Mode, Geschenktippis und Fotogalerien zu. Sie interviewen Stars und porträtieren „Erfolgstypen“. Sie erfinden Zeitschriften für verwöhnte Hunde (dogs) oder männliche Gourmets (beef). Sie richten sich ein in ihren immer gleichen Mittelstandsmedien und schreiben ihre Mittelstandsgeschichten über ihre Mittelstandsprobleme, während die Sozialreportage („Oh Gott, bloß das nicht!“) aus den Medien fast verschwunden ist. Arme & Arbeiter kommen in den Medien nur vor, wenn man sie denunzieren kann (Hartz-IV-Schlampen, Kinderverwahrloser, Bildungsdeppen). Für etwas stehen, etwas riskieren, ein Thema durchsetzen, das ist nicht das Ding der jungen Reporter. Sie wollen bloß unterhalten.*

Ich habe in den letzten gut 30 Jahren als politischer Journalist verschiedene Phasen und Moden durchlebt: In den 70ern, als ich politisiert wurde, tobte noch der Kalte Krieg. Die Welt war zweigeteilt. Es gab den Kapitalismus und den – wie es immer so schön hieß – „real existierenden Sozialismus“. Der natürlich Mist war. Der Abtörner schlechthin. Ja, wir waren links. Aber dieser Osten schien fremd und falsch und sehr weit weg. Die DDR war für uns – mit Ausnahme der DDR-Bejubler von der DKP – das spießigste Land der Welt. Aber wenn man etwas zu meckern hatte, hieß es: „Geh doch nach drüben!“

Willy Brandt stand für Aufbruch. Helmut Schmidt war dann schon eher das kühle Management. Mit dem klassisch gewordenen Satz: „Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen“. Danach kam die endlose Kohl-Ära, gefühlt 100 Jahre. Seit den 90ern herrscht Verwirrung: Die Machtblöcke weg, die Ost-West-Konfrontation vorbei. Vom „Ende der Geschichte“ war die Rede. So ein Quatsch.

Es war die Ära der Zeitgeistler, der Hedonisten. Da wuchs eine neue Generation von Schreibern nach, der das triste Tagesgeschäft der deutschen Demokratie herzlich schnuppe war – zumeist Söhne, auch ein paar Töchter aus besserem Hause, gut gekleidet, gut ausgebildet, mit guten Tischmanieren. Sie hatten keinen Traum einer besseren Gesellschaft, sie spürten wenig Feuer und Sehnsucht nach Sinn. Aber sie waren spaßhungrig und ehrgeizig, alert, flexibel und – pragmatisch. Statt großer Ideen inspirierten sie Labels, Logos und die Ästhetik der Waren.

Und so begann in den 90ern eine Ära des Achselzuckens, des Durchwustelns, der vermeintlichen „Alternativlosigkeit“. Ideale galten als uncool.

Ganz persönlich gesprochen: Ich bin kein großer Held. Ich bin schon gut damit beschäftigt, ich zu bleiben. Und ich bewundere Leute, die Karriere machen und denen trotzdem gelingt, authentisch zu bleiben. Ich wusste früh, und das war meine einzige Heldentat, dass ich dies nicht schaffen würde. Ich habe mehrfach gekündigt bei großen Zeitungen, habe die Karriere verweigert. Und irgendwann kapiert: Ich bin am besten, wenn ich genau das mache, was ich will. Was mich interessiert. Was mich bewegt.

Manchmal sind es kleine Widersprüche, manchmal die großen Lügen und Gemeinheiten dieser Welt. Manchmal auch schöne Dinge. Und gute Menschen. Lassen Sie sich nichts einreden: Alles, was man wirklich zum Thema macht, ist eine gute keine Story. Beharren Sie auf Ihr Erleben und Ihren Instinkt. Ich hab hier mal ein paar Synonyme aus dem Wörterbuch aufgeschrieben, damit Sie sie alle im Kopf haben: „festhalten, festbleiben, nicht lockerlassen, bestehen, verlangen, nicht ablassen, fordern, dringen auf, einhalten, nicht nachgeben, pochen auf, bestehen auf, fixieren, aufrechterhalten, nicht wanken, Ansprüche erheben, beharren auf, insistieren auf, erzwingen, Bedingungen stellen, beanspruchen“.

Sicher. Sie können sich coachen lassen. Oder von der Routine plattwalzen lassen.

Am Ende geht es bei der Selbstbefragung vor dem Badezimmerspiegel immer darum, was einer mit Kopf, Herz und Hand tatsächlich so treibt. Wie das irgendwie in Einklang kommt. Als Journalist gibt es nichts Besseres, als etwas erlebt und begriffen zu haben. Und daraus etwas ganz Eigenes gemacht zu haben. Achten Sie darauf, dass nicht all Ihr Esprit im Mahlwerk des Alltags zu Staub wird. Es ist immer

ein gutes Zeichen, wenn Sie sich noch aufregen können.

Um die Welt eigenständig wahrnehmen zu können, braucht man offene Sinne. Man braucht dafür auch ein Fundament an Erfahrungen. Um vergleichen zu können. Um einen Instinkt zu entwickeln, was echt ist und was falsch, eine Ahnung, was hinter der Show stecken könnte an Strategien und Interessen. Und ein eigenes Raster an Überzeugungen. Überzeugungen? Das ist, was einem wichtig und lieb und teuer ist.

Neulich stand ich als Dozent in einem Seminar an der Uni Leipzig.

Politikjournalismus. Es war der Montag nach jenem FDP-Parteitag, auf dem Herr Rösler zu neuen Vorsitzenden aufstieg. Am Abend vorher hatte ich wahllos aktuelle Berichte über diesen Vorgang zusammengesucht und ausgedruckt, von Bild bis Spiegel, von taz bis Ostsee-Zeitung. Ich hatte die Artikel vorher nicht gelesen. Ahnte aber wohl, dass das Ergebnis traurig ausfallen würde. Die Texte verteilte ich an die Studenten. Dann stellte ich mich an die Tafel und schrieb die Adjektive auf, die die Studenten mir zuriefen. So trugen wir allmählich das Bild zusammen, was die Medien zeichnen. Und staunten bald. Die „Image“-Mache hatte perfekt funktioniert. Alle schrieben das Gleiche. Keiner zog eine politische Bilanz des Herrn Rösler. Stattdessen pinselten Sie ihn als mild, sympathisch, freundlich ab, erzählten von seiner Bauchrednerpuppe, und von seinen Zwillingstöchtern. Eine heißt Schnuffel. Von seinen Vorlieben für Lakritz, Udo Jürgens und McDonalds. Wir mussten lachen.

Nein, das schnelle Tagesbusiness kann nicht immer tiefgründig sein. Doch auch die journalistische Alltagsarbeit sollte von der Frage getragen sein: Was geschieht hier wirklich? Wem nützt es? Welche Folgen hat das für wen?

Wir reden jetzt wieder viel von Haltung. Das Wort erlebt geradezu eine Renaissance. Es ist ein irgendwie merkwürdiges Wort – mit allerlei Bedeutungen. Was verstehen Sie unter Haltung? Fest steht: Wir reden hier heute nicht über Viehhaltung – oder doch nur indirekt. Sondern eher über jene Bedeutungen, die etwas mit der geistigen Einstellung und der eigenen Position im Geschehen zu tun haben. Haltung als Gegensatz zur Biagsamkeit, zur Willfährigkeit, zur Kriecherei und Schleimscheißerei. Karl Kraus, der stets die Fackel der Haltung hochhielt, reimte über seine Zunft:

*Wie unberufen bunt sie es doch treiben <sup>L</sup><sub>SEP</sub> mit der Berufsmacht und den*

*Gottesgaben: <sup>L</sup><sub>SEP</sub> sie schreiben, weil sie nichts zu sagen haben, <sup>L</sup><sub>SEP</sub> und haben was zu sagen, weil sie schreiben.*

Das Spannungsfeld von Stirn zeigen und Anpassung gab es immer schon im

Journalismus. Schon zu Zeiten, als die einen die Übel des Feudalismus anprangerten und die anderen den Herrschenden nach dem Maul redeten. Als Volker Lilienthal, Professor für Qualitätsjournalismus in Hamburg, Ende 2009 seine Antrittsvorlesung hielt, mühte er sich mit dem Thema „Kritik und Verantwortung“ ab. Spracht über Mut und Pressionen, über Handwerk, Hingabe und Haltung. Und zitierte aus dem Werk „Der Journalist“, publiziert anno 1902 von Dr. Richard Jacobi, damals Chefredakteur des „Hannoverschen Couriers“. Ich zitiere:

*Aber ohne solch ein ‚inneres Verhältnis‘ wird der Zeitungsmann noch weniger befriedigt und befriedigend wirken als der Angehörige eines anderen Berufs. Fehlt ihm die Liebe zu seiner Tätigkeit, zu seiner Zeitung, die Hingabe an die Grundsätze, die sie vertritt, so wird er zum Rabulisten oder zum Tagelöhner. Beides ist gleich unerfreulich für den Leser wie für den Schreiber der Zeitung. Verficht der Journalist in seiner Tätigkeit nicht seine eigene Überzeugung, so ist sein Beruf allerdings ein traurig Handwerk. Und diese Überzeugungstreue muss nicht nur für den politischen Journalisten gefordert werden, sie hat auch auf den anderen Gebieten journalistischer Arbeit reiche Gelegenheit, sich zu bewähren. Der Schmock, der von sich sagen kann und muss: ‚Ich habe geschrieben links und wieder rechts, ich kann schreiben nach jeder Richtung‘, ist der erbärmlichste Typus journalistischer Entartung.*

Haltung hat für mich nichts mit Ideologie zu tun – im Sinne einer engen Weltdeutung, die von ein paar Lehrsätzen (Leersätzen) eingeschnürt ist wie von einem Korsett. Haltung bedeutet gleichwohl, ein Konzept von der Welt zu haben, das die Weltdeutung ein wenig systematisieren hilft. Haltung bedeutet zudem, nicht Handlanger irgendwelcher Mächtigen und Gönner zu sein. Nicht käuflich zu sein. Der Aufklärung zu dienen. Konsequenz zu sein im Urteil auch über sich selbst.

Haltung ist eher selten. Leute mit Haltung fallen inzwischen richtig auf. Manchmal ist es auch nur die Illusion von Haltung. Als ich 1987 beim Spiegel anfang, war ich stolz wie Bolle. Das Blatt hatte mir mit seiner – damals – schnoddrigen Respektlosigkeit gegenüber den Mächtigen immer schon gefallen. Schon als Knabe. Seit der ersten Ausgabe – am 4. Januar 1947 – zeigte dieses Nachrichtenmagazin eine ganz spezielle Haltung gegenüber der Staatsmacht, in der Themenwahl, der Optik, vor allem im Ton – unerschrocken, ohne verhuschtes Getue, frei von Demutsgesten vor der Macht. Vielleicht bin ich ob dieses Reizes sogar Journalist geworden.

Mein Dienstantritt beim Spiegel verzögerte sich. Ich musste mich wegen eines Rückenproblems operieren lassen. Als ich das meinem künftigen Ressortleiter mitteilte, grinste der kühl und sagte: „Ist ja gut, wenn vorher was am Rückgrat gemacht wird.“ Ich begriff erst später, dass der Spruch nicht nur ein guter Witz war.

Der Spiegel – ich hatte ihn so bewundert. Hatte die Altpapiersammlungen über Jahre abgegrast, um eine komplette Sammlung zu haben. Und dann erlebte ich, dass es da drinnen oft gar nicht besonders würdevoll, stolz und demokratisch zuging. Eher recht unterwürfig. Obwohl es dort immer viele gute Journalisten gab (und gibt). Ich blieb knapp drei Jahre. Es war eine wichtige Erfahrung. Auch eine große Entzauberung.

Ich hatte mich bei meiner kleinen Zeitreise durch die Haltungsmoden des politischen Journalismus selbst unterbrochen. In den 90ern, der Ära des Achselzuckens. Es folgte der neoliberale Furor des neuen Jahrtausends, der „Nuller“-Jahre. Eine neopragmatische Elite verklammerte sich in der Vorstellung: Wenn wir den Sozialstaat nur kräftig eindampfen, das Leben entstaatlichen und den Marktkräften ihren wunderbaren Lauf lassen, ist das Land gewiss bald wieder kerngesund. So entstand das Mantra vom „schlanken Staat“. Das Ideal Gerechtigkeit kam in Deutschland auf strengste Diät. Genauso vermeintlich gestrige Ideale wie Gleichheit und Toleranz. Stattdessen wurden der Öffentlichkeit tagtäglich hohe Dosen der neuen Kampfbegriffe verabreicht: „Liberalisierung“, „Deregulierung“, „Flexibilisierung“, „Generationengerechtigkeit“; „Privatinitiative“, „Eigenverantwortung“ und „Selbstvorsorge“. Das deutsche Konsensmodell der Sozialpartnerschaft mit seinen Sicherungsmechanismen für ein würdiges Altern, gegen Krankheit, Arbeitslosigkeit, Armut erlitt einen enormen Ansehensverlust. Diese Ideologie wurde als neue „ordnungspolitische Linie“ verbrämt.

Die FDP, einst Heimat für Köpfe von beachtlichem Format, nun zur wirtschaftsliberalen Ein-Punkt-Partei geschrumpft, war Speerspitze der Bewegung. Als Vorhut solch schlanken Geistes deklamierte sie: Freiheit! Und meinte doch meist nur Steuerbefreiung. Die Freiheit der Habenden, der „Leistungsträger“, den Losern vom Penthouse herunter auf den Kopf zu spucken.

Bald jeder wackere deutsche Meinungsmacher, der einen Stift halten konnte, lieferte passende Bekenntnisprosa ab, die den Abstieg der Nation prophezeite. Nahezu alle Organe waren mit von der Partie. Selbst der von mir einst so bewunderte *Spiegel*. Der Sozialstaat, verkündete das Montagsmagazin schon 1998, sei „zum Monstrum geworden“. „Aufgebläht“ sei unser „Rundum-Sorglos-Staat“, eine „Hängematte“ für Millionen Nichtsnutze mit „Vollkaskotalität“. Eine geradezu staatsfeindliche Wutwelle schwappte aus den Medien. Angefeuert vom Altbundespräsidenten Roman Herzog, der in Zeitungsanzeigen wider das „verfettete Gemeinwesen“ wettete. „Dass der Staat so fett und dick ist wie noch nie“, beklagte zum Beispiel auch die *Bild*-Zeitung. Noch 2008 schimpfte Springer-Chef Mathias Döpfner – ein besonders schönes Asservat – im Interview mit der *Zeit* auf das „alte deutsche

Modell des sozialen Konsenses, das in Wahrheit asozial ist". „Wir bemühen uns, die Armut gerecht zu verteilen, anstatt Wohlstand für möglichst viele zu ermöglichen", sprach Döpfner in die schon anschwellende Finanzkrise hinein, bekannte sich als „glühender Anhänger des amerikanischen Kapitalismus" und pries als Vorbild Länder wie Irland.

Wie kann man nur so monumental daneben liegen?

Was wir just erlebt haben, war ein Jahrzehnt des aufgeregten Nichts. Und nicht nur hier: 2005 kam Carl Bernstein zu Besuch in Deutschland, der berühmte Watergate-Enthüller der Washington Post. Er berichtete, wie sehr die Öffentlichkeit der USA in den Jahren des George Bush gelitten hat. Dass es nicht mehr um Wahrheitssuche ginge, sondern nur noch um Tratsch, Promis und Sensationen. Das sei, sprach Bernstein, der „Triumph der Idiotenkultur“.

Der Markt-Furor scheint dahin. Der neoliberale Singsang war unter dem Ansturm der weltwirtschaftlichen Wirklichkeit auf Dauer kaum aufrechtzuerhalten. Obwohl manch ein Unverdrossener das Liedlein noch immer singt. Als nicht weniger beunruhigend empfinde ich die neueste Mode: die des abgeklärten Überdrusses. Gepaart mit einer zunehmend verächtlichen Haltung gegenüber der Demokratie und ihren Akteuren schlechthin.

Der letzte Wahlkampf hat erneut ein ungutes Licht auf den Zustand des politischen Journalismus geworfen. Nach dem Merkel-Rausch 2005 demonstrierten manche Alpha-Journalisten nun ostentativ Langeweile und gähnten um die Wette. Sie vermissten die üblichen Polit-Schlachten, die der Chronist nur ein wenig abschmecken und servieren braucht. Stattdessen hätten die Journalisten mehr Kraft zur genauen Beobachtung, zur scharfen Analyse aufbringen können. Es mangelte ja nicht an spannenden, kontroversen, alle Menschen berührenden Themen. Doch die müsste man ja, herrje, durchdringen, aufbereiten, greifbar machen, zuspitzen.

Ich sag es noch einmal dazu: Wir sind nicht alle gleich. Und wir sind nicht alle schlecht. Es gibt viele Journalisten, die ihren Beruf lieben und tolle Arbeit machen. Zugleich aber es gibt auch Moden und Zwänge in unserem Metier, und die sind immer wieder verblüffend stark. Hinzu kommen die Tücken der Eitelkeit

Was können Journalisten überhaupt erreichen? Wenn sie 100 Parteitage und 1000 Pressekonferenzen besucht haben, fragen Sie sich: Was hat Substanz? Was ist der Kern? Was bleibt? Und: Wo ist der Stoff, der das Hirn vibrieren lässt?

Sie kennen das vielleicht: Sie lesen manchmal, selten etwas und denken:

Donnerwetter, das ist total interessant. Oder: Verdammt, ich habe gerade wirklich etwas kapiert. Es kann ein Gedicht sein, ein grandioser Essay. Oder nur ein Satz irgendwo, der es für Sie wirklich auf den Punkt bringt.

Meist geht einem solchem Geistesblitz eine schon lange anschwellende Ahnung voraus. Man hat ein Unbehagen gegenüber einem Sujet entwickelt. Und dann sagt da einer was und es zündet im Kopf. Mir ging es diese Woche so. Es war spät. Ich saß am Computer und hatte mir ein Glas Wein eingeschenkt. Sollte eigentlich diese Rede schreiben. Ich browste, während ich Email-Berge abarbeitete, durch diverse Links, die sich da fanden und stieß auf Immanuel Wallerstein, Senior Research Scholar an der Yale University, Mitbegründer der Weltsystem-Theorie. Das klang schon mal interessant. Es war ein Video: Ein alter Zausel an einem Hotelpool in Dakar. Mit dem Mirko schlenkernd. Ein Typ, der ein bisschen an Professor Hastings erinnerte. Er sprach über die letzten 500 Jahre Kapitalismus. Über die Schuldenkrise. Und jeder Satz war das Extrakt jahrelangen Forschens und Nachdenkens. Herrlich. Sein erster Satz lautete:

*Alle Systeme haben begrenzte Lebenszeiten, kein System ist ewig. Das gilt ebenso für das Universum, wie auch für das kleinste subatomare System. Der Grund dafür, dass alle Systeme begrenzte Lebenszeiten haben, besteht darin, dass sie alle innere Widersprüche haben und sich mit der Zeit aus dem Gleichgewichtszustand entfernen.*

Bevor Sie ganz aus dem Gleichgewicht geraten, ein letzter Gedanke. Wofür macht man politischen Journalismus? Um zu vermelden, dass der stellvertretende Fraktionsvorsitzende Müller-Meier-Schulze einen Schnupfen hat? Nein. Die Haltungsfrage für jeden von uns, nicht nur für politische Journalisten, lautet: Was machen wir aus unserem Leben? Finden wir eine Arbeit, die uns glücklich macht?

Man weiß es doch oft sofort, intuitiv: Ob da jemand vor einem steht, der an etwas glaubt. Der etwas erreichen will in dieser Welt jenseits des eigenen Vorteils. Oder glaubt es doch zu wissen.

Das Minimum, die Untergrenze als Journalist läuft hier: Nicht käuflich, oder doch zumindest nicht ganz billig zu sein. Nicht für jeden Deal zu haben zu sein.

Das Maximum, denke ich, wäre, einen integren, gründlich reflektierten Charakter zu entwickeln. Dabei viel Wissen um die Ambivalenz der Dinge und der Menschen anzuhäufen. Und diese gewisse Gebrochenheit zu ertragen, die jede tiefer gehende Erkenntnis mit sich bringt. Mit Witz. Mit Herz. Haben Sie schon eine Psychoanalyse gemacht?

Es ist gut, Wünsche, Träume und Ideale zu haben. Ein Anliegen. Eine Sehnsucht.

Und dabei nicht zu erstarren.

Alle merken Sie sich den Rühmkorf-Satz: „Bleib erschütterbar und widersteh.“

Dankeschön.